

Die Hilfe der Nothelfer : eine Erzählung

Autor(en): **Weissenborn, Theodor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **77 (1994)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-414046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Hilfe der Nothelfer

Eine Erzählung von Theodor Weissenborn

Heute nachmittag bin ich mit dem Hund in die Weinberge gestiegen. Das Wetter war unbeständig, aber ich will die wenigen Tage im Oktober noch nutzen zu kleinen Wanderungen, die ich mir längst vorgenommen, denn noch immer gibt es Himmelsrichtungen, in die ich noch nicht gegangen, Wege, die ich nicht kenne, Bänke, auf denen ich nicht gesessen, Ausblicke, die ich nicht genossen, Farben, Klänge, Gerüche, die ich nicht wahrgenommen habe, und es gibt Tage, da mir die Welt jung und neu erscheint, als sähe ich die Menschen und die Dinge wie zum ersten Mal, wie in meiner Kindheit, da Abenteuerlust mir die Tage würzte vom Erwachen bis zum Einschlafen, ein Blasrohr aus einem Holunderstock mich zum Amazonasindianer machte, der Deckel eines Krautfasses mein Schild und eine Bohnenstange mein Speer war.

An der Westseite des Dorfs, oberhalb der alten Schule, führt ein Wirtschaftsweg hinauf in die Berge. Nach einigen hundert Metern hört der Asphalt auf, und auf Schotter und Sand geht's weiter und höher und höher, in einem weiten, gemächlich ansteigenden Bogen, der oberhalb von Olmuth und Geizendorf, die tief unten im Tal liegen, bis hinauf auf die Höhe des Kamms führt.

Von dort, wo der Herbstwind weht und im vergilbten Weinlaub raschelt, geht der Blick weit gen Westen ins Land, über die Kuppen der Weinberge hinweg und über goldenen Dunst bis hin zu den bläulichen Höhen jenseits der Saar, und von dort, so hatte ich's im Sinn, wollte ich den Sonnenuntergang sehn.

Es kam aber anders.

Denn als ich das Dorf längst im Rücken und tief unter mir hatte, verdunkelte sich im Westen der Himmel, und ein Gewitter zog auf, wie ich noch keines gesehn, mit schweflig-schieferfarbenem Gewölk, das mir mit Windeseile entgegenkam. Sturmböen sprangen mich an, Blitze zuckten um mich her, dass es mich blendete, und schon, unter krachenden Donnerschlägen, stürzte der Regen herab wie aus Kübeln.

Der Hund hatte Angst, wollte nicht weiter und duckte sich zu meinen Füßen flach auf die Erde. Aber das half nun nicht. Das Dorf eine halbe Wegstunde entfernt, kein Gehöft weit und breit – wir brauchten einen Unterstand, und als nächstes Ziel blieb nur die Nothelferkapelle, die weithin sichtbar auf der Höhe des Kamms in den Weinbergen steht, zu der die Winzer oft Bittgänge machen mit

Fahnen und frommen Liedern, um das für sie jeweils günstige Wetter zu erleben, und die, wie es heisst, nach dem Grundriss und getreu im Massstab des Petersdoms gebaut ist. Dies mag seine Richtigkeit haben, doch hätte mir in der Lage, in der ich mich befand, auch ein Schafstall genügt.

So kämpfte ich mich weiter durch den strömenden Regen, stemmte mich gegen den Wind und gelangte, den Hund an der Leine hinter mir herziehend, in fast völliger Finsternis auf die Höhe des Bergkamms zu den Nothelfern, von denen ich mir greifbar-fassliche Hilfe versprach. – Indes, die Kapelle (als hätte man ihrer womöglich missbräuchlichen Benutzung vorbeugen wollen) war verschlossen mit Vorhängeschloss, Kette und Riegel – keine Freistatt, keine Zuflucht für Asylanten. Durchs schön geschmiedete Gitter sah ich im zuckenden Licht der Blitze sowie im müden roten Schimmer zweier Windlichter die vierzehn Nothelfer rechts und links eines kleinen Altars auf ihren Sockeln stehen, unnahbar, erhaben und regungslos – so geht's einem, wenn man die Kirche und ihr Personal tatsächlich einmal braucht.

Immerhin, dachte ich, es ist doch beruhigend, zu wissen, dass die vierzehn Nothelfer bei Gewitter wohl überdacht im Trocknen stehn und sich nicht verkühlen und dass sie, geschützt hinter verschlossenem Gittertor, nicht von einem heidnischen Bonifaz vom Sockel gekippt und geschändet werden können. So bleibt mit den steinernen oder hölzernen Kulturträgern auch ihr Symbolwert erhalten, und überhaupt lebt der Mensch wie nicht vom Brote so auch nicht vom Obdach allein, und das sollten alle Hungernden und Obdachlosen sich einmal gründlich hinter die Ohren schreiben.

Der Staat als Bannerträger des Christentums

Der Zürcher Regierungsrat hatte sich wieder einmal mit dem Dauerbrenner «Trennung von Staat und Kirche» zu befassen, und zwar in Zusammenhang mit der zur Abstimmung anstehenden kantonalzürcherischen Volksinitiative dieser Zielsetzung. Dass die Regierung dem Kantonsrat beantragt, die Initiative den Stimmberechtigten ohne Gegenvorschlag zur Verwerfung zu empfehlen, war zu erwarten, nachdem der Regierungsrat bereits am 29. Juni seine Ablehnung dieses Volksbegehrens bekanntgegeben hatte. Nicht zu erwarten war sein öffentliches Bekenntnis zugunsten

Unter solcherlei erbaulichen Gedanken presste ich mich rücklings gegen das Gitter, um soweit es ging unter dem vorspringenden Dach zu stehen und wenigstens meine Gesässeite zu schützen – aber da stand ich nun unter der Traufe, die das Wasser nicht mehr zu fassen vermochte, ein Wolkenbruch brach los, Hagelschlag folgte, das Wasser schoss in breiter Front auf mich herab, und die Hagelkörner, gross wie Erbsen, häuften sich zu meinen Füßen und bildeten rasch einen kleinen Wall. Der Hund stand winselnd an meiner Seite, bibberte vor Nässe und Kälte und wusste nicht, wo er die Pfoten lassen sollte, da hob ich ihn hoch, so schwer er auch war, nahm ihn unter den Anorak und hielt ihn umschlungen, und so wärmten wir einander und hielten ein Zwiegespräch mittels der Sprache unserer Körper.

Der Regen liess nicht nach. Auch als der Hagelschlag vorüber war, goss es weiter, und da kein Ende des Ungemachs in Sicht, trat ich schliesslich nach einer Stunde den Heimweg an und fühlte mich dabei – so schwer wurde mir der Hund – wie ein Bergsteiger, der einen verirrtten Bernhardiner rettet. Bald war ich so erschöpft, dass ich den Hund absetzen musste. Der fand sich rasch in die gewohnte Lage, lief aus eigener Kraft vor mir her, und so gelangten wir endlich ins Haus, ins Trockne und in die Wärme, denn ich hatte Feuer gemacht am Morgen, als ich mir meinen Kaffee bereitete, und es war noch Glut im Ofen. Nun legte ich Holz nach, kochte eine kräftige Suppe und sank früh ins Bett.

Im Einschlafen dachte ich, wie glücklich ich mich schätzen durfte, dass ich ausser dem Hund nicht auch die vierzehn Nothelfer hatte tragen müssen. Wie leicht hätte ich mir sonst einen Bruch heben können!

Und nun weiss ich auch, weshalb die armen Wilden das Feuer als Heiligtum verehren: weil es ihnen Zeichen und Ding ist zugleich.

einer bestimmten *Ethik*, nämlich der *christlichen*, dies unter anderem, weil diese Ethik der Bevölkerung «*im besonderen Masse*» jene Grundwerte vermittelt, auf denen unser Staat letztlich aufgebaut ist und die für ihn deshalb unverzichtbar sind» (Zitat aus der NZZ Nr. 193 v. 20./21. August 1994).

Es dürfte kaum je vorgekommen sein, dass die Regierung des Eidgenössischen Standes Zürich ihr Bekenntnis zur moralischen Überlegenheit der christlichen Ethik so überspitzt formuliert hätte, wie er dies im zitierten Passus aus seiner Begründung zuhanden des Kantonsrates